

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

36.

Dienstag, am 25. März 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Eislauk.

Frei und mit Hoheit, wie Kinder des Himmels,
Schwebten die Heere der Flocken herab,
Nachten und flohen sich regen Getümmels,
Zögernd umspielend das irdische Grab.
Liebe bewog sie zu holdem Vereine,
Alle verschwistert ein inniges Band,
Zart sich umarmend, umwoben sie Haine,
Thäler und Thürme mit Himmelsgewand.

Seht, wie krystallene Blumen und Ranken
Tausendgestaltig die Fenster umblüh'n,
Eisige Zacken im farbigen Wanken,
Sonniger Schimmer den Dächern entglüh'n,
Ueber der Stille der Silbergesilde
Blau und unendlich der Aether sich dehnt,
Und, wie mit Frühlings verjüngender Milde,
Alles das ewige Lichtmeer verschönt!

Nur verwelkte Blätter deckten
Hingeweht das Herbstgesild,
Schwarze Baumgerippe schreckten,
Bleich von Rebeln überhüllt,

Tiefe Regenwolkenmassen
Tödteten des Himmels Blau,
Sturmburchtobt, umschwemmt, verlassen,
Ward zum Grab die Blumenau.

Doch, der Engel Schönheit lehrte
Lächelnd an des Winters Hand,
Gab der Landschaft dies verklärte,
Ueberirdische Gewand,
Streute goldner Funken Sterne
Auf das reinste Weiß, und hellt'
Unbegrenzt des Himmels Ferne
Um die neugeschaffne Welt.

Weilet ihr jezt bei entgeisterten Gluthen
Jüngling' am flammendurchtobten Kamin?
Auf! aus den Gräbern der Stuben in Gluthen
Reiner, nectarischer Lüfte zu flieh'n!
Sehet, wie winken mit blickendem Glanze,
Schwarz, aus der Ufer erhebendem Weiß,
Zu der Cothurnen besflügeltem Tanze
Weit unabsehbliche Spiegel von Eis!

Soll der Krystall uns vergeblich umstrahlen,
Der die Gespanne, die stampfenden, trug?
Auf! und besittigt den Fuß mit Sandalen,
Auf und beginnet den schwebenden Flug!

Eilt, mit den Stürmen im Kampfe, zu fliegen!
 Ha, wie verschwinden die Ufer im Nu!
 Fernungen, düster, den Blick noch zu trügen,
 Stürzen, gleich Blitzen, uns Stürmenden zu!

Holber Wechsel! Felsenwände
 Drohen hier, vom Stahl umhallt;
 Traulich beut die grünen Hände
 Dort des Thales Fichtenwald,
 Dort entschütten Hügelbüsche,
 Schwarzgestruppt und mild bereift,
 Weit umher der Flocken Frische,
 Von der Schwebler Arm gestreift.

Aus des hohen Schilfs Geflüster
 Rissen wir uns kaum hervor,
 Schwindet schon das Dörfchen, düster
 Eben noch vom Fernungsflor,
 Fliehen langer Aecker Furchen,
 Weinbergshügel, schwarz und wüst,
 Mit den Trümmern öder Burgen,
 Wo der Raben Heer uns grüßt.

Bald hat mit silbernen Sternen und Rosen
 Bierlich der Frost uns die Pfade verhüllt,
 Bald sieht der Schwebler auf grünlichen Moosen
 Rein in der Glätte sein fliegendes Bild.
 Hier, in der Flocken verwobenstem Schleier,
 Kämpfet versinkend der schneidende Stahl,
 Schlüpfet dort geistig auf funkelndem Feuer
 Ueber dem Abbild von Hügel und Thal.

Göttlich entstrahlt der Umfierung Weiße
 Tief im Krystalle des Himmels Azur,
 Ueber ihm gaukeln die luftigen Kreise,
 Nigend den Reihen mit bogiger Spur.
 Fliegend umfunkeln in sonniger Blendung
 Heere von Stählen das lange Gestad,
 Zeichnen in ewig veränderter Wendung
 Bilder der Freud' auf den starrenden Pfad.

Aber todt ist noch die Wonne,
 Kalt der feuervolle Tanz,
 Matt dein Flammenblick o Sonne,
 Bleich des reinsten Weißes Glanz.
 Huldgöttinnen gleich entschweben
 Holbe Frauen jetzt dem Strand,
 Und — ein neues, höh'res Leben
 Wogt um Himmel, Sonn' und Land.

Als aus stolzem, ewiggrünem,
 Ueberreiftem Tannenhain
 Seliglächelnd sie erschienen,
 Sah'n wir träumend heb're Fey'n!

Unter ihren Tritten brannten,
 Tausendfarbig wie der Thau,
 Flammenheere von Demanten
 Auf der Ufer Silbergrau.

(Schluß folgt.)

Die Buchweizen-Liebe.

Eine Lorfgeschichte

von

Wilhelm Haalen.

(Fortsetzung.)

10.

Milchen war in der That allmählig viel ruhiger geworden; in ihrem jugendlichen Herzen gewann die Lebenslust nach und nach wieder die Oberhand und drängte den alten Kummer immer mehr zurück. Sie erinnerte sich des oft gehörten Sprichworts, daß die erste Liebe meist unglücklich sei, und nachdem sie einmal angefangen, sich mit philosophischen Regeln zu trösten, war sie auf dem besten Wege. Es währte nicht lange, so lachte sie zum erstenmale wieder so herzlich laut, wie jemals, und die gute Tante Lenore berichtete dies frohe Ereigniß sofort nach Hause. Die Veranlassung war eine Erzählung des Verwalters, diesmal etwas außergewöhnlicher Art, und namentlich durch die Art seines Vortrages ziemlich drollig klingend:

„Komme ich da gestern Abend um sieben Uhr nach Hause, Blix, denk ich, willste mal ins Kohlfeld gehen, segte, ja und sehn Se, der Jan hat mir heute erzählt, segte, daß der Kohl immer abgefressen würde, segte. Ja und sehn Se, wie ich mich eben hingesezt, segte, und die Flinte am Ohr, Blix, denk ich, jetzt laß einer kommen, segte. Im Mondschein hat man immer den besten Anstand, segte, ja und sehn Se, auf einmal, Blix,

kommen drei Hasen zugleich, ganz nahe an mich, sagte. Halt, denk ich, sagte, das giebt einen Braten, Blix noch 'mal — und nehme sie aufs Korn, sagte. Aber, sehn Se, die drei Thiere, sagte, setzen sich auf die Hinterbeine, Blix, und fangen an zu spielen, sagte."

"Schossen Sie denn nicht drein?" fiel Lante Theresie ungeduldig ein.

"Gott bewahre, sagte, ja und sehn Se, ich werde mich hüten; mein alter Förster, sagte, bei dem ich fünfzehn Jahre gedient, hat mir erzählt, sagte, das Hasenspiel bekäme jeder Jäger nur einmal im Leben zu sehn, sagte, und wer dann schießt, dem passiert Unglück in der Familie, sagte. Ich für meine Person, sagte, habe keine Familie, aber sehn Se, ich dachte an Sie hier, Blix noch 'mal, sollte ich denn da schießen? sagte."

Die stehende Interjection „sagte“ (zu deutsch „sagte er“) hört man in jener Gegend sehr häufig. Der Redner hat sie ursprünglich wohl nur dann gebraucht, wenn er eines Dritten Worte recitirt, allmählig ist sie ihm aber so zur Gewohnheit geworden, daß er sie auch in seine eigene Diction einfließt. Diese Manier wäre Milchen weniger lächerlich gewesen, wenn nicht der Verwalter das eingeschobene Wort jedesmal mit einer Frage begleitet hätte, die von einem Nervenzucken der Gesichtsmuskeln herrührte. Nase und Mund verschob er dabei gewaltig zur Seite der linken Wange und kniff das eine Auge zu, eine Gewohnheit, die bei Jedem, der ihn nicht kannte, unwillkürlich Lachen hervorrief, was dem Verwalter jedesmal sehr störend erschien. Freilich, Milchen, der „Mamsell“ des Hauses, nahm er das Gelächter nicht übel. Sie machte den Fehler auch hinterher sogleich wieder gut, indem sie seine Jagdkunst lobte und ihm versprach, demnächst in seiner Begleitung das Feld zu besuchen.

Die Tanten machten hier den Einwurf, daß es nur Scherz sein könne, aber Milchen bestand darauf. „Willst Du des Herrn Verwalters Beute tragen, wenn er schwerbeladen heimkommt?“ fragte spöttisch Lante Theresie.

„Damelei Kind,“ sagte Lante Lenore, „Du, ein wohlherzogenes Mädchen, in Wind und Wetter auf freiem Felde! Da müßtest Du große

Wasserstiefeln anziehen, wie der Herr Verwalter! Ne! so was habe ich noch nie gehört.“

Aber Milchen kam später immer wieder darauf zurück, daß sie in Begleitung des Verwalters Ausflüge auf das benachbarte Moor machen wolle, um die Armen an Ort und Stelle zu pflügen. Als die Ehrbarkeit der beiden Damen aber trotz dem mit Gegengründen auftrat, appellirte sie zuletzt an den Arzt. Dieser fand die Motion, versteht sich nur bei gutem Wetter, sehr heilsam für seine Patientin, und so trat denn die junge Amazone beim nächsten heitern Sonnenschein, gefolgt von dem alten Nimrod und seinen Hunden, ihre Streifzüge an.

Es ging auch ohne Wasserstiefel, trotz der Lante; der Schnee war von der Aprilsonne geschmolzen, der Weg zum Theil sandig und trocken, und wo er ins sumpfige Moorland führte, war er erhöht und gangbar gemacht, um die Communication mit dem Gute im Winter möglich zu machen. Milchen schritt mit einem Körbchen am Arm rüstig und munter neben dem Verwalter her. Der Alte kannte jeden Colonisten speciell, wußte genau, wie viel Malter Buchweizen Dieser und Jener im letzten Jahre verkauft habe, wo Einer herstamme, wie er seine Frau gefunden u. — und unterhielt seinen jugendlichen Schützling mit derartigen Wichtigkeiten unterwegs. Waren sie dann bei einer Hütte angelangt, so that die Wohlthäterin ihre milde Hand oder vielmehr ihr Körbchen auf, und vertheilte Kleidung und Victualien unter die Bewohner. Vorzugsweise beglückte sie mit allerlei Erquickungen die Kranken, der Verwalter mußte jeden Leidenden aufspüren, und ihm wurde bald Trost und Hülfe. Es verging kein Tag, ohne daß Milchen ihr segensreiches Wirken ausübte; bei gutem Wetter that sie es stets selbst, und bei schlechtem bekam der alte Begleiter den Auftrag dazu.

So wurde die schöne Wohlthäterin bald der Schutzengel ihres Bezirks; nächst dem Lohne des eigenen Herzens ward ihr manche Belohnung in den rührenden Scenen, die sie veranlaßte. Die armen Colonisten, diese unverdorbenen Naturmenschen, äußerten ihren Dank auf eine Weise, die um so rührender und eindringlicher war, je einfacher und natürlicher er dargebracht wurde. Die

Freude des Mannes, wenn Milchen der kranken Frau Linderung brachte, der Kinder, wenn sie warme Kleidung und kleine Näscherlein empfinden, zu schildern, wäre unmöglich — für die schönsten Gefühle ist die Sprache zu arm. Das kann nur empfunden werden, und Milchen empfand es. War diese Art, ihren eigenen Schmerz durch Linderung fremden Leidens zu bestiegen, nicht die geeignetste?

Unter der Ausübung ihrer schönen Pflichten blühte sie sichtbar wieder auf; jetzt gaben ihr die guten Tanten Recht, ja, sie unterstützten sie obendrein, denn ihr Liebling wurde wieder gesund und lebensfroh, und das war ja ihr sehnlichster Wunsch. Was hatte Milchen jetzt jeden Abend so mancherlei zu erzählen, wieviel Stoff zur Unterhaltung brachte die Sache mit sich! Freilich, lauter ernstern Stoff, lauter einfache Thatsachen, die aus des Verwalters Munde bald langweilig geworden wären. Aber Milchen wußte das Vorgefallene auszuschnücken, und — bald ereignete sich auch etwas, das keines Schmuckes bedurfte, um die Aufmerksamkeit der Interessenten zu erregen.

Der alte Schäfer des Bauernhofs kam eines Abends athemlos zu der Herrschaft gelaufen und erzählte, er habe den vertwolenen *) Hah gesehen. Die Damen hatten zwar früher von der Volksfage schon gehört, ließen sich die Legende aber umständlicher von dem Hirten erzählen. Dieselbe ist im Grunde nichts anderes, als das in vielen Gegenden Deutschlands verbreitete Märchen von dem Amtmann Bauernschinder, der verdammt ist umzugehen, so lange die Welt steht. Von dem Schäfer konnte man aber alle Umstände speciell erfahren. „Hahl mi der Deuwel,“ schloß er, „es ist derselbe, den ich vor fünfundzwanzig Jahren aus dem Moore habe verjagen helfen.“

Damals war ein verrückter Schneider in weissem Hemde umhergelaufen, um das Bauernvolk zu schrecken — die Damen wußten das — aber daß die Fabel jetzt plötzlich wieder auftauchte, war ihnen doch sonderbar. Tante Lenore frug sogleich ganz ängstlich: „Wo ist Emilie?“ aber die war noch nicht heimgekehrt. Als sie endlich erschien,

*) Verirrten, oder besser irrenden.

machte sie ihr Vorwürfe, weil es schon ganz finstern sei, und gab zuletzt die Erzählung des Schäfers als den Grund ihrer Besorgniß an. „Wenn wieder so ein Kerl herumliefe, bedenke, was Dir geschehen könnte!“ sagte sie. Milchen versprach, künftig nicht mehr im Dunkeln heimzukehren, und hielt es auch einige Tage lang. Als dann aber bald von dem Wandergeist keine Rede mehr war, blieb sie immer wieder etwas länger aus. Sie liebte die Dämmerung gar zu sehr, überdies war es im Juli, die Abende waren so schön, sie hörte das Froscheconcert und den Schrei der Ribize so gern und kannte keine Furcht. Da kam der Schäfer zum zweitenmal mit seiner Mähr, er hatte das Gespenst wieder gesehen, und Milchen mußte wieder den Bitten der Tanten weichen. Zuletzt verwünschte sie indeß den lächerlichen Aberglauben; sie berief sich darauf, daß sie selbst Nichts sähe, daß sie immer in Begleitung des Verwalters sei, der sie schon mit seiner Flinte vertheidigen werde, und that nach wie vor. Daß sie oft andere Wege einschlage, als der Verwalter, um nicht auf jedem Schritt von dem alten trockenen Spießgesellen gefolgt zu sein, sagte sie freilich nicht. Wozu sollte sie sich aber von dem abergläubigen Geschwätz des Hirten schrecken lassen? Es war ihr zu lächerlich, als daß sie Rücksicht darauf hätte nehmen können.

II.

Mittlerweile war es August geworden, Milchen war fast dreiviertel Jahr abwesend, und die Eltern wünschten dringend, sie wieder zu Hause zu sehen. Den wiederholten Bitten konnte die gehorsame Tochter endlich nicht länger ausweichen, obgleich es ihr sehr schwer fiel, von allen guten Menschen, die sie auf dem Lande umgaben, zu scheiden. Wer sollte ihr schönes Wohlthätergeschäft fortsetzen, wenn sie im elterlichen Hause ihren gewöhnlichen alltäglichen Pflichten obliegen mußte? Die Tanten hatten zwar von jeher sehr viel Gutes gewirkt, aber nie so un-

mittelbar, wie sie. Indes, lange dauern konnten ihre guten Werke doch nicht mehr; so wollte sie denn in den letzten Tagen alle Dürftigen noch einmal besuchen, und mit dem Auftrag, sie durch den Verwalter von jeder Noth in Kenntniß zu setzen, von ihnen scheiden. Es traf sich sonderbarer Weise, daß sie bei diesen Abschiedsbesuchen noch an die Fabel des Schäfers erinnert werden mußte.

Es mochte halb neun Uhr Abends sein, eben war die Sonne untergegangen und ein schönes Abendroth verklärte den westlichen Himmel. Der Verwalter war am äußern Rande der Felder vorbeigegangen, um nach wilden Enten zu spähen, und Milchen ging mit dem leeren Korbe am Arm einsam und nachdenklich mitten durch die dufenden Saaten. Da trat plötzlich aus einem engen Seitenpfade ein junger Bauersmann hervor und gesellte sich zu ihr. Milchen erschrak heftig, faßte sich aber gleich wieder, da er recht freundlich „guten Abend“ bot. Er ging neben ihr her, und begann, wie solche Leute stets thun, das Wetter zu loben; Milchen antwortete kurz und verlegen, indem sie sich ängstlich nach dem Verwalter umsah. Unwillkürlich kam ihr die Geschichte von dem Wandergeist in den Sinn und die Warnung der Tante Lenore. Was mochte dieser Mensch beabsichtigen, daß er so plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, zu ihr trat? Und sie war allein, der alte Jäger ließ sich gar nicht blicken; der Bauer redete weiter, Milchen hörte kaum was er sprach. Als er aber auf einmal die Frage stellte, ob sie nicht bald heirathen werde, da sie doch Braut sei, verging ihr Hören und Sehen, sie begann aus Leibeskräften zu laufen und rief athemlos nach dem Verwalter.

Dieser kam dann auch bald hinter den Halmen hervorgetaucht und fing die Geängstigte auf. Als sie sich wieder erholt hatte, wollte der tapfere Nimrod die Ursache kennen, aber sie wick seinen Fragen aus, um das Ereigniß nicht zugleich vor die besorgten Tanten zu bringen.

Nachdem sie sich allmählig dem Kloster genähert, hatte sie sich schon so weit beruhigt, daß sie anfing, ihren Schrecken lächerlich zu finden. War sie doch so allgemein bekannt, daß ein Bauer wohl ihre Verlobung wissen mochte, und konnte dieser sie nicht bloß zur Unterhaltung erwähnt

haben? Was berechtigte sie, diesen schlichten Mann mit der abentheuerlichen Figur des „vertwolenen Geh“ zu identificiren? Mit diesen tröstenden Gedanken trat sie ins Haus ein, und erwähnte Nichts von dem Vorfall; der Verwalter schwieg auf ihre Bitten ebenfalls davon, und sie konnte am folgenden Nachmittag ihre Wanderung wieder antreten, da sie noch drei solcher Gänge zu machen hatte.

Seltamerweise sah sie am zweiten Abend denselben Landmann wieder, obgleich ihr Weg heute ein ganz anderer war. Ueberdies schien er grade den Moment abgepaßt zu haben, wo der Verwalter nicht an ihrer Seite war, da dieser sich nur auf einen Augenblick entfernt hatte. Erst war sie unentschlossen, als er sich näherte, dann aber beschleunigte er seinen Schritt, und kaum sah sie dies, als sie auch sofort entfloh.

Jetzt war es offenbar, daß der Bauer ihr absichtlich begegnete; ihre Angst ließ sich nicht mehr verschweigen, sie erzählte den Tanten die Geschichte. Beide bestanden darauf, daß Milchen nicht mehr übers Moor gehe, daß sie lieber sogleich nach Hause reisen solle. Aber sie hatte den dritten Besuch so bestimmt versprochen, daß sie ihn trotzdem nicht unterlassen mochte. Da wurde denn als Ausweg angeordnet, daß der Verwalter sie mit der Chaise an den Ort der Bestimmung fahren sollte. Es geschah, und diesmal war der Bauer verschwunden; schon waren sie auf der Rückfahrt dem Kloster auf tausend Schritte nah, da erscholl urplötzlich unten am Wagen eine Stimme. „O Milchen, hast Du mich denn ganz vergessen?“

Wir überheben uns der Mühe, die Wirkung dieses Ausrufs zu beschreiben; Schrecken, Ohnmacht, Thränen und Freude, o überschwengliches Entzücken brachten die Worte hervor. Hatte sie doch Niemand anders gesprochen, als der Better aus Bremen, Milchen's Bräutigam, der entflohene Verräther, der schändliche, verachtete und doch heißgeliebte Bösewicht, der mit offenen Armen am Wege stand, um die verlassene Braut wieder ans Herz zu drücken! Und machte denn nicht sein bloßes Wiedererscheinen alle Gerüchte zu Schanden? Lassen wir ihn im Triumph mit

der Braut zu den Tanten einkehren, da wird er sein Schicksal erzählen müssen.

Die Freude der beiden Damen war nicht minder groß; sie kannten den Bräutigam von einem Besuch her, den er im vorigen Jahre mit der Braut bei ihnen gemacht. Sein Empfang fiel freilich etwas ceremoniell und fremd aus, denn es lastete eine zu große Schuld auf ihm, die er aber alsbald durch Befriedigung ihrer großen Neugier nach Aufklärung abwälzte.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin im Februar.

(S c h l u ß.)

Dasselbe könnte man von den hiesigen Zeitungen sagen. Auch sie verharren fortwährend in ihrer In-teresselosigkeit. Nur einmal, und zwar bei Gelegenheit der Sundzoll-Verhandlungen, haben sie angefangen sich etwas regsam zu zeigen. Dies aber ist gewiß nur auf ministerielles Anregen geschehen, denn die Preussische Allgemeine trat zuerst damit hervor. Man ist natürlich sehr erbittert und wohl mit Recht, daß Dänemark so störrisch auf seiner unbequemen Gerechtfamkeit ver-
harrt. Wie es denn überhaupt auffallend ist, wie sehr sich Dänemark bemüht erweist, in ein feindseliges Ver-
hältniß gegen Deutschland zu gerathen. Nicht ohne Spannung ist es, daß man sich fragt, warum und aus welchem Grunde dies geschehe. Ich glaube aber, wenn Dänemark in die Lage versetzt würde, auf diese Frage zu antworten, es würde sich ganz so benehmen wie je-
ner Engländer in einem bekannten französischen Baude-ville. Als dieser nämlich gefragt wird, warum er die Franzosen hasse, sieht er zehn Minuten lang mit allen Anzeichen eines tiefen Nachdenkens auf die Erde, richtet sich dann stolz, als hätte er den Grund gefunden, in die Höhe und sagt: Parceque!

Parceque! Wahrhaftig, dies ist nicht nur manch-
mal die bequemste, sondern häufig auch die beste Ant-
wort, die man geben kann. Mir wenigstens, muß ich gestehen, würde sie auf die Fragen des deutschen Vol-

kes: warum es keine Pressfreiheit, keine Verfassungen habe jedenfalls lieber sein, als jene, in der es heißt: das deutsche Volk sei noch nicht reif, noch nicht ent-
wickelt genug dafür.

Das ist eine elende Nation, die sich so etwas sagen lassen muß. Es compromittirt den Enthusiasmus, den man dafür an den Tag legen will. Man muß sich schämen für Deutschland zu schwärmen. Ein gro-
ßes historisches Unglück, das eine Nation vernichtet, ist besser, als die tausend kleinen Umstände und Zufälle, welche seinen Flor unmöglich machen. Der Pole kann sein Vaterland lieben schon seines Unglücks willen, aber der Deutsche wird sein Vaterland nicht lieben können, ohne es gleichzeitig zu verachten. Ludwig Börne ist ein Beweis dafür; erst in der Fremde, erst als er das Heimweh hatte, erst als er weinen konnte, wenn er einen deutschen Laut vernahm oder eine deutsche Zeitung las, erst als er merkte, wie unendlich lieb und wie sehr ihm Deutschland am Herzen lag, erst da ist er sich bewußt geworden, in einem wie hohen Grade er Deutschland verachten mußte. Mit seiner Liebe wuchs seine Verachtung, mit seiner Verachtung seine Liebe.

Bis in die Todesstunde ist ihm dieser Zwiespalt sei-
nes Herzens geblieben. Es ist mir immer rührend ge-
wesen, daß Ludwig Börne kurz vor seinem Ende noch nach Blumen verlangte, nach Gänseblümchen, nach Bergißmeinnicht, und daß er im Sterben auf die Frage des Arztes, was er für einen Geschmack habe, geant-
wortet hat: einen schlechten wie alle Deutsche!

Alle diese Erinnerungen und Reflexionen, so peinlich und unerquicklich sie auch sind, drängen sich einem wi-
der Willen auf, wenn man seinen Blick auf die dies-
jährigen Ständeversammlungen in Preußen richtet. Mit Ausnahme von denen in Coblenz und Posen sind die Berichte von allen übrigen so schal und nüchtern, daß man sich nur mit Verwunderung fragen kann, wie es möglich ist, daß Männer der politischen Gegen-
wart so aus aller Zeitbeziehung zu bleiben vermocht haben. Es ist ein wahres Kunststück, heut zu Tage sich hinter den Zaun der Indifferenz zu legen und den Wolken vom vorigen Jahre nachzuhängen, denn die Bewegungen sind so mächtig geworden, daß der Mensch gar nicht mehr die Begebenheiten zu suchen braucht, sondern im Gegentheil, daß die Begebenheiten den Menschen suchen. Sie regnen förmlich aus der Luft, man muß einen guten Regenschirm haben, um sie sich abzuwehren.

Höchst komisch und lächerlich ist das Benehmen von einigen der angesehensten Politiker unserer Zeit, die mit dem langen Don Quichoteschwert ihrer politischen Mei-
nung umsonst bemüht sind, wie Münchhausen den wirk-
lichen Regen, sich diesen Regen, sich diesen Regen der Begebenheiten vom Leibe zu pariren. Alle Kunstgriffe ihrer politischen Fechtschule werden auf's Neue und auf

das Geschickteste in Anwendung gebracht, aber sie alle reichen nicht hin das Unvermeidliche abzuwenden. Die Geschichte will ihr Recht, nur Thoren können es ihr vorenthalten wollen.

Zu dieser Einsicht wird man auf das Lebhafteste hingeführt, wenn man unter anderen auch auf das Leben Heinrich Steffens, das sich in diesem Monat hier mit dem Tode abgeschlossen hat, zurückzublicken sich die Gelegenheit nimmt. Sein Wirken war in Deutschland für das wissenschaftliche Leben von einer großen Bedeutung, so lange er frisch und frei sich der jungen Bewegung seiner Zeit hinzugeben vermochte, so-

halb er sich aber der Reaktion mit Abfassung seines Buches „die Revolution“ angeschlossen, begann dasselbe ein ziemlich geringes und werthloses zu werden. Mit dem Augenblicke, in welchem er sich der deutschen Jugend entfremdete, entfremdete er sich der deutschen Nation. Aus seiner schönsten Zeit ist ihm zuletzt nichts geblieben, als seine Sprachfehler und die Liebeshwürdigkeit seines Geistes. Im Ganzen läßt sich von seinem Tode nichts weiter sagen: als daß Berlin um ein berühmtes Grab reicher geworden.

Theodor Wehl.

Feuilleton.

Die fünfte Versammlung der Deutsch-Katholischen in Dresden am 17. März, für welche man Störungen gefürchtet hatte, indem der Finsterwalder sie abermals besuchen wollte, verlief in gewohnter Ruhe und nicht ohne die wichtigsten der noch obschwebenden Fragen in Berathung genommen und zum Beschluß gebracht zu haben. Ein Katholik, der auf dem Sterbelager noch seinen Beitritt angezeigt hatte, war noch vor Unterzeichnung der Urkunde verschieden, der junge Verein hatte also den ersten Todesfall zu beklagen, indeß wurden ihr sofort 12 neue Mitglieder, worunter 2 Frauen, geboren. 96 Thaler waren als Beiträge letzter Woche eingegangen, und die Waisenhauskirche vom Stadtrathe zum Gottesdienst bewilligt worden. Fehlte also in der Versammlung der ultramontane Kämpfer, so fehlte es dafür nicht an einem pietistischen, der schriftlich gegen die Glaubenssäge sich aussprach, aber ohne weitere Umstände bei Seite geschoben wurde. — Gegen die über sie verbreitete Verdächtigung, sie strebe unter religiöser Maske nach politischen Zwecken, verwahrte sich die Versammlung einmüthig und der Wahrheit gemäß. — Da wegen des zu Ostern in Leipzig abzuhaltenden Concils der Vorsitzende fehlt, wird die nächste Versammlung, wenn nicht Ronge's Ankunft eine außerordentliche bewirkt, erst Ende März sein. Dem wackeren Priester werden bis Baugen 3 Mitglieder des Vereins entgegengefahren, um ihn einzuholen.

Die Wahl des Comités ergab bei 107 Stimmenden folgendes Resultat: Der Vorstand gehört zum Comitê, und ihm werden noch zugetheilt Hotelier Gerstkamp mit 97 Stimmen, Kaufmann Büchel mit 92, Kaufmann Sening mit 80, Rittergutsbesitzer Schmidt mit 68, Finanzcalculator Siegert mit 48, Mauermeister Weiser mit 39 Stimmen. — Hierauf wurden noch zwei

wichtige, für die Vereinigung der deutschen christlichen Glaubensgenossen höchst wichtige Beschlüsse gefaßt:

- 1) Die Kinder nehmen am protestantischen Schulunterrichte Theil;
- 2) die Todten werden auf protestantischem Gottesacker beerdigt.

Nieder denn mit den Scheidewänden, welche die Brüder trennen, und wehe der Hand, die neue erbauen will! — 24.

Die polnische Volksmusik ist der getreue Spiegel der moralischen Existenz des Volks. Das am höchsten stehende Lied ist die Polonaise, ein Tanzmarsch, und die beiden berühmtesten dieser Art sind die des Kościuszko oder das Lebewohl! seit 1792 und die des Dginski oder der Schwanengesang (Theilung Polens) seit 1793. Früher wurden sie nicht gesungen, dieser Gebrauch stammt erst seit den Königen aus dem sächsischen Hause. Ihr folgt der Masur, das Lied und der Tanz der Landleute Masowiens, aber zum Lieblingstanz der eleganten Welt geworden, in mehreren Abarten mit Lokalfarbe; die beiden berühmtesten politischen Lieder sind der Masur Dombrowski's und der dritte Mai (Constitution von 1791). Der Krakowiak, im Zweivierteltakt, ist Dollmetscher der Liebe, in neuerer Zeit ist auch er national geworden, wie dann „das Mäherlied“ der Schlachtgesang der Krakusen im letzten Kriege war. Von Krakau, seinem Geburtsorte, hat sich auch dieser Tanz überall hin verbreitet. In der Ukraine herrscht die schwermüthige Dumka vor, die zugleich die Volkshelden besingt, in Lithauen die Daina und Rauda, voll sanfter Melancholie selbst in Liebesgesängen, häufig in Räthselform. Man vergleiche darüber W. Jordans lithauische Lieder. —

Zwei schwedische Schriftstellerinnen. Frederika Bremer ist 1802 geboren. Nach dem Tode ihres Vaters, eines reichen Kaufmanns und Bergwerksbesizers, hielt sie sich in Schonen, später bei einer Freundin in Norwegen auf. Jetzt wohnt sie mit ihrer Mutter und Schwester abwechselnd in der Norlands Gatan zu Stockholm oder auf ihrem Landgute Arsta. Ihr Aeußeres? Daß eine vierzigjährige Jungfrau nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stehen kann, werden Sie einleuchtend finden, und sie ist denn auch wirklich nichts weniger als schön. Ihr mageres Runzelgesicht wird aber durch einen sehr gutmüthigen Zug, und die dürre Figur durch einfache, saubere Kleidung gehoben. — Emilie Flygaré mag 30 Jahre alt sein. Sie ist eines Landpredigers Tochter und braucht nur ihre eignen Erinnerungen niederzuschreiben, wenn sie das Dorfleben mit seinen Leiden und Freuden schildern will. Früher an einen Offizier verheirathet, ging sie nach dessen Tode mehrere Verlobnisse ein und ließ dieselben wieder zurückgehen, wodurch sie ihrem Rufe schadete. Endlich reichte sie Carlén, einem sehr mittelmäßigen, einige Jahre jüngeren Dichter die Hand und nennt sich auch nach seinem Namen Flygaré-Carlén. Sie lebt in Stockholm sehr glücklich mit ihrem Manne und ist wenigstens eine ebenso gute Hausfrau als Schriftstellerin. Ueberhaupt gereicht ihr eine große Bescheidenheit zum Lobe, und die Hochachtung, mit welcher sie von ihren Rivalinnen spricht. Sie hat eine kleine bewegliche Figur — Stillfizen ist ihre Sache nicht. Ihr feines Gesicht erscheint mehr anmuthig als schön, und erhält durch die muntern dunklen Augen ein geistiges Feuer. —

Die Literatur des Aristokratismus. Nicht daß ein Fürst schreibt, ist tadelnswerth, sondern nur das schlechte Buch, das der Fürst schreibt, verfällt der Geißel der Kritik. Die aristokratische Literatur ist ein Unsinn, es giebt nur eine Aristokratie in der Literatur, und diese besteht in der Ausübung der Regeln des guten Geschmacks. Das einzige freiherrliche Wappen in der Literatur ist das der Schönheit, die erste und einzige Ritterwaffe das Schwert der Wahrheit, und Deutschland hat bewiesen, daß dieses Schwert, dieses Wappen, dieses Adelspatent sehr oft, wenn nicht ausschließlich, im Besiz bürgerlicher Hände sich befanden. So urtheilt A. v. Sternberg über diesen Gegenstand.

Wahl der Sheriffs. Bei Ernennung der Sheriffs für die Grafschaften geht die Königin von England, um ganz unparteiisch zu verfahren, nach ei-

nem eigenthümlichen sehr alten Herkommen zu Werke. Es werden ihr drei Männer für jede erledigte Stelle vorgeschlagen, und die Namen dieser Personen sind auf einen langen Pergament- oder Papierstreifen geschrieben. Auf der Rückseite dieses Namensverzeichnisses befinden sich, genau den Namen auf der Vorderseite entsprechend, schwarze Striche. Die Königin nimmt nun diesen Streifen, dreht ihn um und sticht mit einer Nadel oder einem anderen spitzen Instrumente in so viele schwarze Striche, als Sheriffs zu ernennen sind, und der Mann, dessen Name durch einen Stich bezeichnet ist, wird Sheriff. Dies Verfahren heißt Pricking of the sheriffs' roll.

7.

Auch ein Wort eines preussischen Pädagogen. „Es werde Licht“, sagt Diesterweg in einer ohnlängst gedruckten Buchvorrede, „muß noch lange der Refrain bleiben, mit dem wir unsere pädagogischen Reden schließen. Manche Zeichen deuten ernstlich darauf hin, daß dem Princip der modernen Schule ein erneuerter Kampf bevorsteht. Darum sei der Spruch: principii obsta! ein ernster Mahnruf für uns, wie für Alle, welche an der Fortentwicklung des Lebens, an der Befreiung des Menschengeschlechts von alten Banden mitzuarbeiten für ihren Beruf erkannt haben. Die Freiheit besteht nicht in Einem, sondern in Allem. Der Fortschritt in Einem schlägt zum Fortschritt im Ganzen um. — Die Schule ist eine Versammlung von Kindern, welche daselbst unter Leitung eines Mannes zu einem Menschenwürdigen Leben Anleitung erhalten sollen. Die Schule löset nicht die ganze, unermessliche Aufgabe, aber einen Theil derselben. Ohne die Schule ist sie unter uns nicht zu lösen. Aus diesem universalen Gesichtspunkte betrachtet jeder sociale Mensch der Gegenwart seine Stellung, jeder Lehrer seine Thätigkeit, seinen Beruf. Jedes Menschenkind hat Ansprüche auf ein Menschenwürdiges Dasein, jedes Kind hat die Anlagen dazu, der Lehrer kann durch jeden Unterricht dazu mitwirken. Es ist ein großer, ein göttlicher Gedanke, zu denen zu gehören, durch welche „die Menschheit sich fortpflanzt“. Ein Mittel dazu ist der Unterricht, ist jeder Unterricht, jeder bildende Unterricht. Es ist ein langer, dummer und abgeschmackter Wahn, daß man für das Rechte und Gute erziehe durch den Religions-Unterricht, nicht aber durch andern, nicht z. B. durch den Rechen-Unterricht. Aller wahre Unterricht wirkt Menschenbildung. Durch Alles das Eine: Menschenbildung!“ — Der Minister Eichhorn scheint anderer Ansicht zu sein.

19.

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.